



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schweinitz, Wilhelm von: Abriß meiner Haager Berichterstattung : ein
Beitrag zur Geschichte des letzten Kriegsjahres

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Abriß meiner Haager Berichterstattung

Ein Beitrag zur Geschichte des letzten Kriegsjahres

Von Wilhelm von Schweinitz

(vom Herbst 1917 bis Kriegsschluß Militär-Attaché im Haag)

(Fortsetzung aus Heft 48)



Von meinen fortlaufenden Berichten über die Lage in England will ich als ersten den vom 23. November 1917 ausziehen, weil er die Anfänge der politischen Hochspannung schildert, die bei der Entente nach unseren russischen und italienischen Erfolgen einsetzte und sich bis zu unserem Zusammenbruch dauernd steigerte. Crescit sub pondere! „Die englische Tagespresse bis zum 19. November einschließlich liegt vor. Sie bietet ausreichende Unterlagen für ein Urteil über die Wirkung der Rede, die Lloyd George am 12. November in Paris gehalten hat. Sie veranlaßte in England zunächst eine fast hysterische Erregung. Man fühlte sich bloßgestellt und ließ die pädagogische Absicht nicht gelten. Auch von den sachlichen Ausführungen des Redners wollte man nichts wissen. Asquith fand sich bereit, zu interpellieren. Eine Ministerkrisis schien unvermeidlich. Die Wirkung der Rede erklärt sich weniger aus ihr selbst, als aus der Nervosität des englischen Publikums. In normalem Zustand hätte man aus ihr nur den Entschluß herausgehört, die Ententefront zu vereinheitlichen. Der Übergang vom Sturm zur Wahrheit war aber zu plötzlich. Die Rede wirkte deshalb wie ein kaltes Sturzbad auf einen Fieberkranken. Einen Augenblick schien es, als habe die Gewaltkur die Nerven des Patienten zerrüttet. Aber auch nur einen Augenblick. Dank seiner kräftigen Konstitution kam der Engländer bald wieder zu sich. Das Mittel hat fürs Erste gewirkt, und der Arzt wird beibehalten.

Der Zwischenfall ist so beigelegt, wie es dem Interesse der Entente entspricht. Sie kann sich nur behaupten, wenn sie mit äußerster Energie weiterkämpft. Dem hat Poincaré durch die Berufung von Clemenceau Rechnung getragen. Asquith, nicht weniger klug, hat begriffen, daß er nicht der Mann der Stunde ist. Er hat daher eine rein sachliche Besprechung der Pariser Rede ermöglicht. Sie mußte ergeben, daß man mit den Pariser Abmachungen des Premierministers einverstanden ist. Diese haben das Ideal eines gemeinsamen Oberbefehls noch nicht verwirklicht, aber immerhin einen wesentlichen Fortschritt gezeitigt. Der heilige Egoismus der Regierungen, insbesondere der englischen, läßt sich nicht ganz ausschalten, wird aber mehr Konzessionen machen müssen als bisher. Energie und Einheitlichkeit der Kriegführung werden zunehmen. Auf England hat die italienische Niederlage als Peitschenhieb gewirkt. Die Aufregung über die Pariser Rede bleibt Episode. Mit unterirdisch sich fortpflanzenden Wirkungen ist aber zu rechnen. Die Behauptung, daß es auch ohne Lloyd George geht, wurde zum ersten Male, wenn auch nicht lange, in breiter Öffentlichkeit erörtert. Die Vorgänge, die hierzu führten, haben manchen Engländern die Augen geöffnet. Wie bald sich das politisch fühlbar macht, wird vom Kriegsverlauf abhängen.“

Am 26. November 1917 schrieb ich einen Militärbericht über unsere englisch-amerikanische Propaganda im Anschluß an den Bericht vom 6. November. „Unsere

Propaganda will das Bild umzeichnen, das sich Engländer und Amerikaner von Deutschland und seiner Lage machen. Dazu muß sie wissen, wie es in deren Köpfen aussieht, und wie man ihnen beikommt. Die Angelsachsen in England und Amerika haben sich auseinanderentwickelt. Man muß tief graben, bis man auf die Familienähnlichkeit stößt. Dem Fundament der beiden Nationalcharaktere ist sie jedoch aufgeprägt. Engländer und Amerikaner sind Zweiseelenmenschen. Das sind auch die übrigen Germanen. Das Typische liegt nicht im Vorhandensein, sondern im Verhältnis der beiden Seelen, von denen die eine materialistisch, die andere idealistisch ist. Im Deutschen bekämpfen sie sich. Im Angelsachsen leben sie nebeneinander her, ohne sich gegenseitig zu stören. Ein Carnegie ist skrupelloser Finanzier und berufsmäßiger Menschheitsbeglucker. Ein Grey verlogener Politiker und ehrenhafter Privatmann. Es handelt sich um Bild- und Schlagseite derselben Medaille, die trotzdem echt ist. Diese Einsicht fällt dem folgerichtigen Deutschen schwer. Sie ist aber der Schlüssel zur Psychologie des Angelsachsen. Dieser ist Willensmensch. Sein Wille bedient sich je nach Bedarf der idealistischen oder materialistischen Seelenbrille, ohne daß sich die angelsächsische Naivität hiervon Rechenschaft gibt. Es ist ihr mit dem, was wir als Cant und Humbug bezeichnen, heiliger Ernst. Sie ist tatsächlich über unsere angeblichen Scheußlichkeiten empört und für demokratische Ziele ehrlich begeistert. Genau so ehrlich meint sie es mit den eigenen materiellen Interessen. (Das selbe hatte ich mit anderen Worten in einem Familienbrief vom 8. Februar 1917 gesagt. „Erinnerst Du Dich des Walrosses aus Alice im Wunderland, das Ströme von Tränen über die vom Zimmermann verzehrten Auster vergießt und hinter seinem Taschentuch viel mehr verschlingt wie jener? Das ist der Typus des Angelsachsen. Dabei sind seine Tränen so echt wie sein Appetit.“)

Mit diesem Zwittertum müssen wir uns abfinden. Unsere Propaganda muß sich an zwei Angelsachsen wenden. Mit dem idealistischen ist nichts anzufangen, bis wir uns nicht vor der Weltmeinung rehabilitiert haben. Mit dem materialistischen nichts, bevor ihm nicht nachgewiesen ist, daß es seinem Interesse entspricht, sich mit uns zu verständigen. Gutes Gewissen und mangelhafte Kenntnis des Auslandes erschweren es uns, die nachteiligen Folgen des Odiums, mit dem uns feindliche Verleumdung belastet hat, in ihrer ganzen Tragweite zu würdigen. Der Glaube an Deutschlands moralische Minderwertigkeit und politischen Tiefstand sind dem Angelsachsen in Fleisch und Blut übergegangen. Entwurzeln wir ihn nicht, wird er den Krieg verlängern, die Friedensverhandlungen beeinträchtigen und den post bellum Zustand vergiften. Er allein macht es zum Beispiel Wilson möglich, seinen Kabinettskrieg gegen uns zu führen. Nur so lange er als Kreuzzug gilt, sind die Amerikaner für ihn zu haben.

Daß eine der beiden Mächtegruppen aus rein militärischen Gründen die Waffen strecken muß, ist ausgeschlossen. Wir stecken uns deshalb nur das beschränkte Ziel, den Willen des Feindes zum Siege zu brechen. Das meiste hierzu tut der militärische Erfolg. Die feindliche Inlandpropaganda stemmt sich aber seiner moralischen Auswirkung entgegen. Hier setzt unsere Auslandpropaganda ein, und es entspinnt sich ein Kampf um die Seele des betreffenden Volkes, wie der zwischen Engeln und Teufeln um Fausts Unsterbliches. In ihm und nicht auf dem Schlachtfeld fällt die Entscheidung.

Der gesunde Menschenverstand des Angelsachsen wird sich um so nüchterner zur Sache äußern, je gründlicher es uns gelingt, seine idealistische Seele am Kriegsausgang zu desinteressieren. Mit der Propaganda für unsere Rehabilitierung wenden wir uns an das gesamte Angelsachsentum. Bei der Beweisführung, daß es dem Interesse des Feindes entspricht, baldigst Schluß zu machen, müssen wir zwischen Engländern und Amerikanern und bei jedem Volke zwischen den verschiedenen Parteien differenzieren. In England lassen wir den „Sunfer“ links liegen und halten uns an „Bürger“ und „Arbeiter“. Jenen können wir z. B. mit der wirtschaftlichen Umgarnung Englands durch die Union ängstigen und diesem durch Propagierung unserer sozialen Errungenschaften beikommen. Dem amerikanischen Imperialisten läßt sich beweisen, daß er seine Kriegsziele schon erreicht und an einem englischen Sieg über Deutschland kein Interesse hat. Bei unseren Bemühungen um den Angelsachsen ist zu bedenken, daß ihm nur selbstbewußtes, unabhängiges Auftreten imponiert. Wir dürfen ihm also nicht nachlaufen, wenn er uns kommen soll. Friedensbedürftigkeit an den Tag zu legen, wäre *pire qu'un crime*. Es würde den Krieg verlängern. Wir müssen vielmehr dem Feind die Initiative zu Friedensverhandlungen zuschieben. Bei unserer Rehabilitierung beherzige man: *qui s'excuse s'accuse*. Es trifft aber auf den verleumdeten Cavalier, der eine ehrengerichtliche Untersuchung gegen sich beantragt, nicht zu. Im Bluff können wir es mit dem Angelsachsen nicht aufnehmen und tun deshalb gut, auf jede Übertreibung zu verzichten. Die Wahrheit ist eine bessere Waffe wie die Lüge und leichter zu handhaben. Sie genügt auch vollständig. Das wird auch der gentleman im Angelsachsen zugeben, sobald wir seiner habhaft werden. Je weniger Tendenz und Polemik, desto besser. Ich denke mir, daß Deutschland im Bewußtsein seiner unbefiegbaren Kraft und deshalb ohne Überhebung vor die angelsächsische Welt hintritt und zu ihr sagt: „So bin ich, und so ist meine Lage!“

Die berufene Stelle, Deutschland so sprechen zu lassen, ist das Auswärtige Amt. Es müßte eine großzügige Kampagne einheitlich entwerfen und durchführen. Presse und Wolff-Büro stehen zunächst zur Verfügung. Scharfumrissene Depeschen und Leitartikler werden, besonders in die neutrale Presse lanziert, einen gewissen Eindruck machen. Dem englischen und amerikanischen Publikum kommen aber nur englische Zeitungen in die Hand. Den Weg in sie erzwingen sich erfahrungsgemäß nur Aussprüche unserer markanten Politiker. Was man dem Angelsachsen zu sagen hat, lasse man von gewichtigen Persönlichkeiten in lapidare Sätze bringen, die sich für headlines eignen, und drachte sie gut übersetzt ins Ausland. Einmal ist in der Propaganda keinmal. Selbst an richtig erkannten Schwachpunkten der feindlichen öffentlichen Meinung läßt sich nur Breche schießen, wenn man sie immer wieder mit demselben Gedanken betrommelt. Die Parole ist also, dem Feind wenige, scharf durchdachte und pointierte Leitätze so lange einzuhämmern und einzublauen, bis er nicht mehr gegen sie ankann. Der Sprechkampagne muß durch Bücher nachgeholfen werden. Am allerwirksamsten wäre es, wenn die Regierung der Propaganda *ex cathedra* sekundierte. Die *crux* unseres Verhältnisses zum Angelsachsentum bildet die belgische Frage. Diese sich sagen, daß wir Belgien nicht annektieren wollen, die besetzten Teile aber — wegen möglicher Bedrohung des besetzten Gebietes in Frankreich — erst nach Abschluß der

Friedensverhandlungen räumen können, so wäre das natürlich auf die Angelsachsen von günstigster Wirkung. Je früher die Propaganda-Kampagne einsetzt, desto besser. Noch ist die Frage offen, ob Amerika aufs Ganze geht."

Ich hatte die Genugtuung, zu erfahren, daß Seine Majestät meinen Bericht guthieß. Berlin unternahm aber nichts. In einem Familienbrief vom 6. Dezember 1917 schrieb ich: „Wo man die Wahlreform so lange verschoben hat, muß man das Gleiche und Geheime hinunterschlucken und je weniger Gesichter man darüber schneidet, desto besser.“ Militärisch entwickelten sich die Dinge nach Wunsch.

Einem Militärbericht vom 7. Dezember 1917 gab ich den Titel: Die englischen Kriegsziele. „Der „Daily Telegraph“ vom 29. November mit Lord Lansdownes Brief ging gestern ein. Der Brief will in beiden Lagern Stimmung für den Verständigungsfrieden machen, der nicht wieder von der Tagesordnung verschwinden wird. Das bedeutet einen Fortschritt, der aber in seiner Tragweite nicht überschätzt werden darf. Lansdowne hat der Entwicklung vorgegriffen, um ihr den Weg zu bahnen. Das konnte er sich als politischer Einspänner leisten. Die um Asquith sehen sich dagegen noch außerstande, für die Verständigung einzutreten. Um Englands eigenen Krieg steht es übrigens nicht schlecht. Es verspricht sich weitere Erfolge in Flandern und im nahen Orient. Stellt sich schließlich heraus, daß Amerika und Frankreich versagen, wird man ans Friedensschließen denken. Als Besitzer unserer Kolonien muß England, auch wenn Frankreich geschlagen wird, beim Kongreß leidlich abschneiden. Über seine Kriegsziele hat es sich noch immer nicht geäußert. Das französische, die Wiedererlangung von Elsaß-Lothringen, ist ihm gleichgültig. Trotzdem ist es der springende Punkt in der Kriegszielfrage. Keine englische Regierung kann sich mit uns verständigen, bis Frankreich die Ausichtslosigkeit seiner Revanchehoffnung eingestanden hat. Das wird sich nur durch einen militärischen Erfolg erreichen lassen. Es ist jedoch erwünscht, daß die englische und deutsche Stimmungsmache für die Verständigung schon jetzt über ihn hinausdisponiert.“ Die hier von mir zum ersten Male ausgesprochene Überzeugung, daß ohne militärischen Sieg über Frankreich eine Verständigung mit England ausgeschlossen war, wurde in der Folgezeit immer mehr zum Kern meiner militärpolitischen Lagebeurteilung. Die Entwicklung im Osten machte es wahrscheinlich, daß sich dies Hindernis beseitigen lassen würde. Am 15. Dezember wurde der Waffenstillstand mit Rußland unterzeichnet.

Die Stimmung in England schilderte ich in einem Militärbericht vom 17. Dezember 1917 wie folgt: „Der Kriegsverlauf zwingt die öffentliche Meinung in England dazu, sich unzuorientieren. Wie weit dieser Prozeß schon gediehen ist, läßt sich jedoch aus der Presse nicht entnehmen. Deren Aufgabe in solchen Übergangszeiten ist es, zu bremsen. Sie bedingt den Verzicht darauf, die Volkstimmung abzuspiegeln. Die Presse aller Parteien hat die Regierungssparole: Zähne zusammenbeißen und durchhalten, bis das amerikanische Millionenheer eingreift! übernommen. Alle Blätter, auch die liberalsten, sind also noch auf Sieg eingestellt. Alle verlangen von ihm die „Vernichtung des preussischen Militarismus“. Schlappmacher kommen nicht einmal in Tagesgespräch zu Wort. Der Premierminister hat sich erneut auf den ganzen Sieg festgelegt. Asquith hält es noch nicht für angezeigt, Farbe zu bekennen. Die Volksteile, die in Lansdowne

einen Sprecher gefunden haben, sind nicht organisiert. Im Großen und Ganzen ist die Nation noch opferwillig. Das England von heute ist mithin intransigent und als vollwertiger Faktor in unsere Rechnung einzustellen. Trotzdem wird es in absehbarer Zeit dem England von morgen weichen müssen, wenn der Krieg programmäßig verläuft. Entsprechende Vorgänge spielen sich hinter den französischen Kulissen ab. Was dort im Werden ist, muß sich den Weg auf die Bühne erzwingen, bevor England die Konsequenzen aus der militärischen Lage ziehen kann. Der Verzicht auf Elsaß-Lothringen wird eine schwere Geburt sein. Nur unser militärischer Erfolg kann hier Hebamme spielen."

Ungeachtet der sich verschlechternden Kriegslage geschah in England, was in Deutschland hätte geschehen müssen und können. Die Geister wurden neu mobil gemacht. Dabei wurden zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Dieselbe Aktion, die den aufkeimenden Kleinmut bei den Briten abtat, führte einen wichtigen Hieb gegen unsere Moral, der tödlich werden konnte. Wir hatten aber noch die Möglichkeit, ihn zu parieren. Am 21. Januar 1918 berichtete ich: „Das Kriegsziel des englischen Kabinetts war bis Ende 1917 die Vernichtung des preußischen Militarismus. Hat sich hierin durch die Kriegszielrede des englischen Premierministers vom 5. Januar 1918 etwas geändert? Mit Vernichtung des preußischen Militarismus umschreibt man in England das Kriegsziel, Deutschland ein für allemal als wirtschaftlichen Nebenbuhler auszuschalten. Dazu soll nicht nur unsere Organisation, sondern auch unsere Organisationsfähigkeit zerstört werden. Dies ist nur durch einen ganzen Sieg möglich. Das bisherige englische Kriegsziel bedingte insolgedessen den Kampf bis aufs Messer. In der Kriegszielrede vom 5. Januar 1918 wird von alledem nicht gesprochen. Es werden aber Kriegsziele aufgestellt, über die sich nur mit einem vernichtend geschlagenen Gegner verhandeln läßt. England hat sich also erneut und zwar diesmal geschlossen auf das Germaniam esse delendam festgelegt. Lloyd Georges Kriegszielrede wurde aber nicht nur in England, sondern auch in Amerika und mit einer reservatio mentalis von Frankreich und Italien gutgeheißen. Sie hat erreicht, daß die Assoziierten weiter aufs Ganze gehen. Es ist wichtig, daß wir den Umfang dieses Erfolges weder über- noch unterschätzen.

Lloyd George hat sich bis Ende 1917 über die besonderen englischen Kriegsziele ausgesprochen. In den letzten Monaten des vergangenen Jahres setzte ihm jedoch die öffentliche Meinung in England immer schärfer zu, mit der Sprache herauszurücken. Die Enttäuschungen von 1917 haben das frühere blinde Vertrauen in das Kriegskabinet nicht gerechtfertigt. Die russischen Enthüllungen erweckten den Verdacht, daß man seine Haut nicht ausschließlich für englische, sondern auch für fremde Kriegsziele zu Markte trug. Das wäre für den Engländer die verkehrte Welt. Er forderte deshalb Gewißheit, daß er für einen englischen Frieden sichts. Ihm den Wunsch nach einem faulen Frieden zu unterstellen, wäre verfehlt. Das Brest-Litowsker Angebot machte es dem Premierminister unmöglich, weiter zu schweigen. Er war vor die Aufgabe gestellt, seine Landsleute zu befriedigen, ohne die Alliierten vor den Kopf zu stoßen. Der Versuch, das englische mit den übrigen Kriegszielen in Einklang zu bringen, konnte nur einem Zauberer glücken. Lloyd George ist aber nur Taschenspieler. Als solcher mußte er sich mit Blendwerk begnügen. Sein imperialistisches Kriegsziel bekam eine Wil-

sonsche Fassade. Es handelt sich nur um eine „Scheinbarkeit“, aber gerade dieses politische Mittel wissen unsere Feinde hervorragend zu handhaben. Lloyd George hat endlich wieder bewiesen, daß er Demagoge großen Stils ist.

Höchstens ein Mann von Carsonscher Naivität wagt noch den Imperialisten zu spielen. Hätte der Premierminister das britische Kriegsziel ohne demokratisches Mäntelchen vorgeführt, wäre er ausgepiffen worden. Das Mäntelchen sticht aber nicht nur den englischen und amerikanischen Demokraten, sondern auch ihren Gesinnungsgenossen in Rußland und bei uns in die Augen. Wir tun deshalb gut, es herunterzureißen.

Durch die Dialektik Lloyd Georges ist die Geschlossenheit unserer Feinde bis auf weiteres gesichert. Der gewandteste Diplomat kann jedoch Tatsachen nur verschleiern und nicht aus der Welt reden. Unter denen, die Lloyd George nicht beseitigen konnte, steht unser Unterseeboot-Erfolg obenan.“

Daß es um die Transportlage der Assoziierten in der Tat sehr schlecht stand, ergibt sich daraus, daß sie sich in den Besitz der in überseeischen Häfen liegenden holländischen Tonnage setzten und den Versuch machten, sich auch der in der Heimat befindlichen holländischen Schiffe zu bemächtigen. Es handelte sich für den Verband um eine militärische Notwendigkeit, die als solche jenseits von Gut und Böse lag, und zu der man sich mit der gleichen Selbstverständlichkeit entschloß, wie Deutschland seinerzeit zum Marsch durch Belgien. Ich hatte schon seit dem Spätherbst mit dieser Maßnahme gerechnet. Deutscherseits ließ sich nur verhindern, daß die Tonnage in den holländischen Häfen in Feindeshand geriet. Die nicht glückliche Haltung des niederländischen Außenministers hat das Ihrige dazu beigetragen, daß die Angelegenheit von uns nicht so behandelt wurde, wie ich durch ein Schreiben vom 1. Februar 1918 an B. und das Kriegsministerium vorschlug. „Es ist jetzt der Moment, in dem Fürst Bismarck eine seiner berühmten Notizen erlassen würde. In ihr wäre Hollands schwierige Lage zu umreißen. Dann hätte sie die Niedertracht von Amerika-England, das Holland um die Masse seiner Handelsflotte bringt, zu schildern und zu unterstreichen, daß wir ihm die geringe Entschädigung herzlich gönnen. Uns auf den rein völkerrechtlichen Standpunkt zu stellen und von einer holländischen Neutralitätsverletzung zu sprechen, hielten wir für unwürdig. Vor Verlust seiner überseeischen Tonnage könnten wir Holland leider nicht schützen, wohl aber vor dem der heimatischen. Dies betrachteten wir als Ehrenpflicht. Mit Pendelverkehr, da er im Interesse Hollands läge, wären wir einverstanden, wenn die Tonnage in den Heimathäfen konstant bliebe. Besonders niederträchtig sei der Versuch der Gegenseite, Holland zum Verzicht auf die ihm lebensnotwendige Einfuhr aus Deutschland zu zwingen. Wir würden sie ihm nicht aufdrängen, wären aber bereit, über den Warenaustausch nach dem *do ut des* Prinzip zu verhandeln. — Daß sich dies Jahr schon deshalb weniger erreichen läßt als letztes, weil weniger da ist, habe ich in meinem Bericht „Handel und Industrie in den Niederlanden“ vom 10. Januar nachgewiesen.“

Während ich obiges schrieb, tagte der Oberste Kriegsrat in Versailles. Sein Vernichtungswille mußte selbst einem Blinden in die Augen springen, wurde aber sogar von Sehenden übersehen, weil er sich einer humanitären Tarnkappe bediente. Am 7. Februar 1918 führte ich den von mir am 21. Januar angeschnit-

tenen Gedanken in einem Militärbericht aus, dem ich die Überschrift „Der Zeitgeist als militärpolitischer Faktor“ gab. „Je mehr sich die Regierungen auf die Regierten angewiesen sehen, desto wichtiger wird die Rolle, die der Zeitgeist im Weltkriege spielt. Ob man ihn als Engel oder Teufel ansprechen will, ist Privatsache. Dienstlich interessiert er nur als militärischer Faktor. Das letzte Novum in der Kriegspolitik der Gegenseite ist, daß Lloyd George die Kriegsziele seiner romanischen Verbündeten zwar nicht in das englische, aber in das eigene Programm aufgenommen hat. Dies war bisher vermieden worden, um eine Hintertür zum Verständigungsfrieden offen zu lassen. Diese ist nunmehr durch Elshaf-Lothringen, Trient und Triest verrammelt, so lange das Triumvirat Lloyd George, Clemenceau und Orlando intakt bleibt. Daran kann auch Wilson, selbst wenn er es wollte, nichts ändern. Die jetzigen Regierungschefs der Entente haben sich auf den ganzen Sieg festgelegt. Dabei sind sie sich darüber klar, daß wir sie bis zum Eingreifen des problematischen amerikanischen Millionenheeres in die Defensive gedrängt haben. Infolgedessen können sie sich militärisch nur das beschränkte Ziel stecken, eine Niederlage zu vermeiden. Trotzdem halten sie am Glauben, an den ganzen Sieg fest. Der Zeitgeist, nicht Amerika, soll ihn für die Entente erfechten. Um den Zeitgeist für sich einzuspannen, hat sie ihre Kriegsziele entsprechend kamoufliert. Die englischen Massen sind darauf hineingefallen. Der Krieg ist für sie zum Duell zwischen zwei Weltanschauungen geworden. Neben Interessen läßt man nunmehr Ideen gegen uns aufmarschieren. Auf den Katalanischen Gefilden wurde über der wirklichen eine Geisterschlacht geschlagen. Diesen zweistöckigen Charakter nimmt auch die Schlusphase des Weltkrieges an. Wir müssen unten und oben siegen. Mit den intransigenten Regierungen werden wir um so schneller fertig werden, je früher wir ihnen die Regierten abspenstig machen. Um die Notwendigkeit, militärisch zu siegen, kommen wir allerdings nicht herum. Dabei müssen wir versuchen, es dem Horatier nachzutun, der seine Feinde der Reihe nach erledigte. Unsere Offensive auf die feindliche Moral kann der militärischen nur sekundieren.

Für erstere ist der Zeitgeist in unseren Dienst zu pressen. Es darf uns nicht gleichgültig sein, daß die Feinde sich und vielen von uns weismachen, Amerika und die Entente hätten ihn gepachtet. Was sich mit dem Zeitgeist nicht siegreich auseinandersetzen kann, ist überständig. Ohne Zugeständnisse geht es dabei freilich nicht ab. Die sind aber, rechtzeitig gemacht, noch stets erträglich gewesen. Gerade die preußisch-deutsche Idee hat ihre Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit durch die Jahrhunderte glänzend bewiesen. Unsere Monarchie ist mindestens so zeitgemäß und zukunftsreich wie die feindliche Demokratie. Aber ihr fehlt ein Prophet. Wilson und Trozki sind eigentlich nur Stimmen. Trotzdem spielen sie eine verhängnisvolle Rolle. Unsere Presse macht durch Verbreitung ihrer Reden unfreiwillig Propaganda für die Gegenseite. An Missionaren unserer politischen Religion fehlt es. Die sich als solche aufspielen, sind meist Leute, die mit der Flagge des Patriotismus eigene Interessen zu decken suchen. Sie treiben einen Keil zwischen Fürst und Volk und spielen dadurch dem Feind in die Hände. Von den vorhandenen Stellen ist vermutlich keine in der Lage, die Konsequenzen aus diesen Ausführungen zu ziehen. Dies schließe, wie so vieles andere, ins Arbeitsgebiet des nichtvorhandenen Reichspressenamts.“

(Fortsetzung folgt.)